Des Teufels Advokat

Saddam Hussein oder „Carlos“: Der französische Strafverteidiger Jacques Vergès verbrachte einen Großteil seiner Arbeitszeit neben Diktatoren, Mördern und Terroristen. Jetzt ist er tot – und nimmt zahlreiche Geheimnisse mit ins Grab.

Von Ansgar Haase

Paris (dpa) Als „Anwalt des Teufels“ wurde er berühmt: Jacques Vergès starb am Donnerstag im Alter von 88 Jahren in Paris. Es werde von einem natürlichen Tod ausgegangen, teilten Vertreter des französischen Dachverbands der Rechtsanwaltskammern am Freitag mit.

Vergès verteidigte in seiner Karriere unter anderem den gestürzten irakischen Diktator Saddam Hussein, den Top-Terroristen „Carlos“, den früheren Gestapo-Chef von Lyon, Klaus Barbie, oder den ehemaligen jugoslawischen Präsidenten Slobodan Milosevic. „Ich hätte auch Hitler verteidigt“, betonte er wiederholt.

Viele Einzelheiten aus seinem Leben gelten jedoch bis heute als mysteriös. Wann und wo genau er geboren wurde, ist ebenso unklar wie der Grund für sein geheimnisvolles achtjähriges Verschwinden in den 70er-Jahren. „Ich pflege meinen eigenen Kult“, hatte er einmal offenbart. In seinem Leben war er Gaullist, Stalinist, Drittwelt-Kämpfer und Nichtwähler. Nach Ende des Algerienkrieges wurde Vergès sogar Staatsbürger und Präsidentenberater in Algerien. Geboren wurde er am 5. März 1925 in Thailand.

„Er war ein umstrittener, aber gleichzeitig bewunderter Mann“, kommentierte der Präsident des nationalen Dachverbands der Rechtsanwaltskammern, Christian Charrière-Bournazel, am Freitag. Seine Unabhängigkeit, sein Mut und sein Talent hätten beeindruckt.

Jacques Vergès Foto: AFP

Texten und töten

Wer am Steuer sein Handy benutzt, steigert die Unfallgefahr / Ein Film zeigt bittere Schicksale

Ein Film dokumentiert Tragödien: Chandler Gerber an der Stelle, an der durch seine Schuld drei Kinder starben (großes Bild), der kleine Xzavier ist seit einem Unfall behindert (v.l.), der Polizist Diosado Hernandez ringt um Worte und Megan O'Dell schmiegt sich an den Mann, der ihren Vater getötet hat – eine Geste der Versöhnung. Fotos: AT & T

Von einer Sekunde zur anderen – so nennt sich ein berührender Dokumentarfilm, der auf die Gefahren des SMS-Schreibens am Steuer aufmerksam macht. In Deutschland werden jährlich 400 000 Fahrer mit dem Handy in der Hand ertappt. Die Gefahren sind immens.

Von Caroline Strang

Berlin. Er tippte schnell eine SMS an seine schwangere Frau, so wie schon unzählige Male zuvor. „I love you“, drei kurze Worte. Dann kam der Aufprall. Mit seinem Auto fuhr Chandler Gerber ungebremst auf einen Pferdewagen mit einer Familie auf. Er kann noch genau beschreiben, wie es klang. Er kann die Stille nach dem Unfall noch hören, nur das verletzte Pferd gab leise Laute von sich. Sonst war alles geradezu unheimlich ruhig. Drei Kinder waren tot. Und das ist seine Schuld.

Mit quälend eindringlichen Bildern stöbert der deutsche Filmemacher Werner Herzog in einem Dokumentarfilm den Gefühlen der Betroffenen von Unfällen nach, die durch Handynutzung verursacht wurden. Wenn Gerber, ein junger blasser Mann mit einer Glatze, auf der Straße kniet, genau an der Stelle, an der es passiert ist, wird dem Zuschauer klar, dass es keine Vergebung geben kann. Wenn der stämmige Polizist, der zuerst wirkt, als könnte ihn nichts umwerfen, mitten im Satz abbricht, weil die Gefühle ihn sonst überwältigen angesichts der Erinnerung an die grausamen Bilder, wird deutlich, dass diese eine entscheidende Sekunde nicht nur das Leben der Opfer nimmt und das der Angehörigen verändert.

Werner Herzog hat den 35-minütigen Dokumentarfilm „From One Second to the Next“ im Auftrag des US-Mobilfunkanbieters AT&T gedreht, der bereits seit mehreren Jahren mit der Kampagne „Texting & Driving ... It can wait“ – es hat Zeit – auf die Gefahren des SMS-Schreibens am Steuer hinweist. 200 weitere Unternehmen und Initiativen beteiligen sich inzwischen.

Grund für die Kampagne sind schockierende Zahlen aus den USA. Dort gibt es mehr als 100 000 Unfälle pro Jahr, weil Fahrer mit SMS beschäftigt sind. Mehr als 3000 Personen wurden 2011 bei Unfällen getötet, die durch Handy-Gebrauch am Steuer verursacht waren, 400 000 verletzt.

> Ein Mann schreibt eine SMS an seine Frau und kracht in einen Pferdewagen

Forscher haben im Rahmen einer großangelegten Studie mit Lkw-Fahrern herausgefunden, dass das Schreiben und Lesen von Kurznachrichten während der Fahrt die Unfallgefahr um das 23-fache steigert. Das Schockierende: Obwohl Umfragen zeigen, dass sich die Fahrer des Risikos bewusst sind und bis zu 95 Prozent es für unakzeptables Verhalten halten, macht es mindestens jeder Fünfte trotzdem. Bei Fahrern unter 30 Jahren nutzt laut aktuellen Erhebungen in den USA sogar jeder zweite das Smartphone während der Fahrt – ob zum Schreiben, Emails-Abrufen oder Telefonieren.

Dabei hat eine Studie der Universität von Utah belegt, dass Handynutzer sogar unsicherer fahren als Menschen mit 0,8 Promille Alkohol im Blut. Eine weitere Versuchsreihe zeigte, dass Fahrer während des Telefonierens nur wenig von ihrer Umgebung wahrnehmen. Kurt Bodewig, Präsident der Deutschen Verkehrswacht, gibt dazu zu bedenken: „Wer bei Tempo 50 in der Stadt nur eine Sekunde nicht aufpasst, hat bereits 14 Meter zurückgelegt. Was, wenn auf dieser Strecke ein Kind zwischen parkenden Autos hervor läuft?“

Wie der achtjährige Xzavier, der jüngste Protagonist des Herzog-Films. Seine Schwester hielt ihn an der Hand, als er von einer SMS-schreibenden Autofahrerin am Straßenrand einfach überrollt wurde. Er sitzt nun im Rollstuhl, kann nur noch einen Arm bewegen, muss künstlich beatmet werden. Die Anklage der weinenden Mutter ist herzzerreißend. „Bin gleich da“, hatte die Unfallverursacherin geschrieben. „Ist sie pünktlich angekommen?“ fragt die Mutter verbittert in die Kamera.

Die deutsche Polizei will unter anderem mit Kontrollen auf das Problem aufmerksam machen – auch mit großangelegten Aktionen wie im März dieses Jahres. In Brandenburg wurden innerhalb weniger Stunden 82 Handysünder erwischt, in Berlin waren es sogar 2230. Peter Salender, Pressesprecher der Polizeidirektion Ost, sagt dazu: „Wir kontrollieren nicht nur Geschwindigkeiten oder Rotlichtverstöße, wir schauen auch genau ins Auto, ob jemand telefoniert.“ Warum? „Weil jede Ablenkung der Aufmerksamkeit eine Gefahr für das eigene Leben und das der anderen Verkehrsteilnehmer ist.“

Ob ein Unfall durch Handy-Ablenkung passiert ist, ist schwer zu beweisen. Die rechtliche Lage allerdings ist klar geregelt. Im Auto darf ein Handy nur mit Freisprechanlage genutzt werden. Oder wenn das Fahrzeug steht und der Motor aus ist. Das regelt Paragraph 23 der Straßenverkehrsordnung. Wer beim Telefonieren oder SMS-Schreiben erwischt wird, bezahlt 40 Euro Bußgeld und bekommt einen Punkt in Flensburg. 2011 wurden 400 000 solche Vergehen geahndet.

Doch was passiert, wenn der Unfall geschehen ist? „Wenn der Unfallgegner verletzt ist, droht ein Entzug der Fahrerlaubnis“, sagt Jurist Frank Häcker, Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses der Arbeitsgemeinschaft Verkehrsrecht beim Deutschen Anwaltsverein. Die Mindestsperre liegt bei sechs Monaten. Er hat schon oft mit Fällen zu tun gehabt, bei denen durch Smartphones abgelenkte Fahrer auf die Gegenfahrbahn oder aus der Kurve gerieten. Erinnern kann er sich an einen Frontalzusammenstoß, bei dem beide Unfallbeteiligten nur leicht verletzt wurden – „mehr Glück als Verstand“, sagt Häcker. Wenn kein Fremdschaden entsteht, der Handynutzer also in den Graben fährt, droht die übliche Strafe für die Ordnungswidrigkeit.

> Telefonieren im Auto ist nur mit Freisprechanlage erlaubt

Probleme kann die Kasko-Versicherung machen – sie kann den Entschädigungsbetrag kürzen. Der Fremdschaden wird durch die Haftpflichtversicherung auch nach Unachtsamkeit übernommen. Schmerzensgeld wird nach einem Handy-Verstoß im „normalen Rahmen“ fällig. „Das Verschulden durch grob verkehrswidriges Verhalten kann für den Anwalt als Argument dienen, macht aber meist nicht viel aus“, erklärt Frank Häcker.

Wie viele Unfälle in Deutschland durch Handy-Nutzung verursacht werden, wird nicht erfasst. Unachtsamkeit wird unter „Sonstige Ursachen“ geführt. Letztere machen 20 Prozent der Unfälle aus. Andere Experten gehen davon aus, dass 60 Prozent der Unfälle durch fehlende Aufmerksamkeit verursacht werden.

Es war solch ein unaufmerksamer Autofahrer, der Megan O'Dell den Vater nahm. Bitterlich weinend spricht Reggie Shaw im Film von seiner großen Schuld. Es ist ein hochemotionaler Moment, als sich Tochter und Unfallverursacher herzlich umarmen in einer großen Geste der Vergebung. Einer der größten und wichtigsten Szenen eines leisen, berührenden und überaus intensiven Dokumentarfilms über Verlust und Verantwortung.

Link zum Film (auf Englisch): http://bit.ly/16DiUjU

ZUR PERSON

Meister des düsteren Kinos

Mehrmals in seinem Leben hat Roman Polanski in den Abgrund geblickt. Es waren Erlebnisse, die auch sein Werk prägten. Am Sonntag wird Polanski, einer der großen Regisseure der Gegenwart, 80 Jahre alt.

Von Fabian Erik Schlüter

Paris (AFP) „Ich bin an den Tod gewöhnt wie Chirurgen an aufgeschnittene Bäuche“, hat Roman Polanski einmal gesagt. Parallelen zwischen seinem Werk und seinem Leben wurden immer wieder gezogen, Tod und Gewalt sind dort Konstanten. Wie in seinem Leben. Als kleiner Junge erlebte der 1933 in Paris als Rajmund Roman Liebling geborene Polanski die Gräueltaten der Nazis: Seine Eltern, polnische Juden, wurden mit ihm während der NS-Besatzung im Krakauer Ghetto eingesperrt und schließlich in Konzentrationslager deportiert; nur der Vater überlebte. Polanski schlug sich zusammen mit anderen Kindern in Wäldern der Region durch, kam bei Bauern unter und überlebte so den Krieg.

Auf seine Holocaust-Erinnerungen griff Polanski für seinen preisgekrönten Film „Der Pianist“ zurück, für den er 2003 den Oscar als bester Regisseur erhielt. „Das ist mein persönlichster Film, denn ich habe meine eigenen Erinnerungen verwendet“, sagte Polanski später über den Streifen über einen Pianisten im Warschauer Ghetto.

Ende der 60er-Jahre kehrte das Grauen in Polanskis Privatleben zurück. Der Regisseur war nach Hollywood übergesiedelt, nachdem er in Europa mit den Filmen „Ekel“, „Wenn Katelbach kommt“ und „Tanz der Vampire“ zu Ruhm gekommen war. Mit dem Horrorfilm „Rosemary's Baby“ gelang ihm in den USA auf Anhieb ein Erfolg, mit der Schauspielerin Sharon Tate erwartete er ein

Roman Polanski Foto: dpa

Kind – dann kam die Nacht zum 9. August 1969.

Anhänger des satanistischen Sekten-Gurus Charles Manson ermordeten in Polanskis kalifornischer Villa die hochschwangere Tate und vier weitere Menschen. Polanski entging den Mördern, weil er nicht zu Hause war.

Vier Jahre später endete Polanskis Hollywood-Karriere abrupt: Am Rande eines Foto-Shootings hatte der 43-Jährige Sex mit der 13 Jahre alten Samantha Geimer und wurde wegen Vergewaltigung vor Gericht gestellt. Weil er eine langjährige Haft fürchtete, floh Polanski aus den USA.

2009 holte der Fall ihn wieder ein: Auf Grundlage eines US-Haftbefehls wurde er in Zürich festgenommen und erst nach mehrmonatigem Hausarrest freigelassen.

Bis heute ist Polanski, der mit der französischen Schauspielerin Emmanuelle Seigner verheiratet ist und mit ihr zwei Kinder hat, ein unermüdlicher Filmschöpfer. In den vergangenen Jahren wurde er für „Der Ghostwriter“ und „Der Gott des Gemetzels“ gefeiert.

Dass er die Schicksalsschläge seines Lebens überstand, hat Polanski so erklärt: „Ich glaube, ich bin aus einem härteren Material gemacht.“

Trauer in der Hitze Kairos

Auf die gewaltsame Räumung der Muslimbrüder-Camps folgt nun die mühsame Identifizierung der Opfer

Auf die Gewalt folgt die Identifizierung der Toten. Nach der blutigen Räumung der Protestlager der Islamisten durch das Militär verwandeln sich in Kairos Moscheen in Leichenhallen. Es werden nicht nur Muslimbrüder betrauert.

Von Pol O Gradiagh, Walid Zaki und Anne-Beatrice Clasmann

Kairo (dpa) Der Führerschein des Apothekers ist versengt. Vielleicht brannte er bei einem Feuer an, das in einem Protestcamp der Islamisten ausbrach. Vielleicht streifte eine Kugel den Schein, als Sicherheitskräfte das Zeltlager räumten. Sein Besitzer kann es nicht mehr sagen. Er ist einer der mehr als 230 Toten, die in Tücher gewickelt in der Al-Iman-Moschee im Nordwesten Kairos aufgebahrt sind, damit Angehörige sie identifizieren und bestatten können.

Freiwillige erstellen Listen der Toten aus Personalausweisen, Führerscheinen und anderen Dokumenten. Unweit des Gotteshauses liegt die Raba-al-Adawija-Moschee, wo Anhänger des gestürzten Präsidenten Mohammed Mursi wochenlang campierten und seine Rückkehr ins Amt forderten.

Die Klimaanlage der Moschee kommt kaum mit dem Kühlen nach, um die Verwesung zu verlangsamen. Auf einigen Körpern liegen Eisblöcke. Männer versprühen Lufterfrischer, um den Gestank des Todes zu überdecken. Trauernde Frauen sitzen schweigend neben den Toten. Durch viele Leichentücher sickern Blutspuren.

Das Leid in der improvisierten Leichenhalle ist eine Folge des Massakers, das Kairo am Mittwoch erlebte. Schwer bewaffnete Polizisten und Militärs waren mit Bulldozern angerollt und hatten den Protest zerschlagen.

Mindestens 638 Menschen seien dabei und bei der anschließenden Gewalt in den Straßen Ägyptens gestorben, sagt die Regierung. Der Muslimbruderschaft zufolge liegt die Zahl mit 2600 Todesopfern viel höher.

„Hört auf mit dem Blutvergießen!“, ist die Botschaft, die das Ministerium für islamische Stiftungen den ägyptischen Imamen für ihre Freitagspredigt mitgegeben hat. Doch die Brandstifter in dem Land hören nicht mehr auf die Stimmen der Vernunft und Versöhnung. Bei Krawallen zwischen Demonstranten und der Polizei sterben am Freitag in ganz Ägypten zahlreiche Menschen. Die Muslimbrüder hatten zu einem „Freitag der Wut“ aufgerufen.

Verzweiflung neben den Toten: Ein Mann trauert um einen Angehörigen Foto: dpa

„Wir sind friedlich, unsere Anhänger zünden keine Kirchen an“, betont ein Sprecher der Muslimbruderschaft. Doch eine Antwort, auf die Frage, wer denn die Schuld an den mehr als 40 Angriffen auf christliche Einrichtungen trägt, bleiben sie schuldig.

Zur Leichenhalle Kairos, die ohnehin schon voll ist, sei es ein zu langer Weg in der Sommerhitze der Stadt, sagt Anwalt Adel Adib. Er sei als Vertreter des ägyptischen Anwaltsvereins da, um die Angehörigen darin zu unterstützen, eine Bestattungserlaubnis zu bekommen, sagt er. Mit einem Kollegen gelang es ihm, ein Team von Gerichtsmedizinern herzubringen.

Sie nähmen die Untersuchungen an den Leichen vor und gäben sie für die Bestattung frei, sofern die Familien auf ihr Recht auf eine Obduktion verzichteten, erklärt Adib. Das schließt zwar aus, dass es jemals Ermittlungen wegen der Todesursache gibt, aber damit rechnet ohnehin niemand. „Der Märtyrer ist bereits verloren“, sagt ein älterer Mann resigniert.

Außerhalb der Moschee suchen Verwandte die Totenlisten ab. 19 Pappplakate, die an den Zaun rund um die Moschee gebunden sind, sind mit ihren Namen gefüllt. Jusuf Fahmi braucht nicht darauf zu schauen. Der 18-Jährige weiß schon, dass drei seiner Freunde bei der Razzia gestorben sind. Eine Sache will er klarstellen: „Nicht alle sind Muslimbrüder. Drei meiner Freunde sind getötet worden. Einer von ihnen war ein Muslimbruder, die beiden anderen waren es nicht.“